

Neuroer Anzeiger

Druck und Verlag: Buchdruckerei Wiltb. Sauer in Kösteben.

№ 124

Sonnabend, den 15. Oktober 1932.

45. Jahrgang

Preußen contra Reich

Vierter Verhandlungstag

Köln, 14. Oktober.

Bei Beginn des vierten Verhandlungstages war der Vorliegende, Dr. Bunte, abermals die Frage nach der Dauer der Verhandlung auf, er habe die Hoffnung und den Wunsch, daß diese Verhandlung am Freitagabend beendet werden könnte bis auf die heute erfolgte Verkindung des Spruches des Gerichtshofes.

Nach zu erledigen seien die Besorgnissen und Befürchtungen des Reichspräsidenten aus Artikel 48, Absatz 2 (Mahnahmen gegen die Störung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit) sowie die große Frage der Reichspräsidentenwahl nach Abschließen, die der Reichspräsident auf Grund von Artikel 48 Absatz 1 oder 2 getroffen hat.

In den fastgeleiteten Erörterungen über die Befugnisse des Reichspräsidenten und die Möglichkeit der Reichsregierung (Artikel 48, 1) kam Professor Wiltbinger, a. a. Vertreter der Reichsregierung zum Wort. Er behandelte u. a. die wichtige Frage, ob die kommissarische Regierung Vertreter in den Reichstag entsenden könne.

Reichsregierung Dr. Bunte behandelte als wesentliche Fragen, auf die noch eingegangen wäre, die folgenden: In welchem Moment hört eine Landesregierung auf, eine verfassungsmäßige zu sein? — Ist es stattdessen möglich, daß eine im übrigen abgeleitete Regierung die Landesstimmen im Reichstag vertritt? — Ist die auch nach Meinung der Reichsregierung bestehende außerordentliche Funktionsregierung zwischen kommissarischer Regierung und preussischem Parlament leichter zu ertragen als eine Funktionsregierung im Reichstag?

Zu dem Fragenkomplex des Artikels 48, Absatz 1 nahm lobend Professor Nawiakitsch-Minden Stellung.

Den Kern des Prozesses kennzeichnete Professor Nawiakitsch darin, daß es sich für Preußen um die Wiederherstellung einer verlorenen Rechtsposition, für Bayern und die anderen Länder um die Abwehr einer bedrohten Rechtsposition und auf der anderen Seite für das Reich um die Verteidigung einer tatsächlich gewonnenen Rechtsposition handelt, die nun legalisiert werden soll.

Es sei nicht richtig, daß die Schöpfer der Weimarer Verfassung daran gedacht haben, dem Reichspräsidenten eine übertragene Stellung einzuräumen. Man wolle gerade die Möglichkeit eines preussischen Regiments ausschließen.

Es sei eine ungeheure Gefahr, eine so ungeheure Macht, wie das jetzt gezeichnet sei, in die Hände des Reichspräsidenten — als Rechtsfigur betrachtet — zu legen.

Eine geschäftsführende Regierung werde durch den Willen des Landes gebildet, und geht materiell aus dem Lande hervor, sei also Ausdruck der politischen Kräfte des Landes und nicht eines von außen hineingetragenen fremden Willens. Sie sei als abberufen durch den Landeswillen. Der Reichspräsident hat dagegen ein vom Reichspräsidenten unabhängiges Organ, das die Reichsgewalt ausüben könne, das niemandem verantwortlich sei, und für das niemand verantwortlich sei.

Sozialdemokratischer Protest

Der Vorliegende der Sozialdemokratischen Partei, Wels, hat sich mit dem Staatssekretär Weizsäcker in Verbindung gesetzt und Protest gegen den scharfen Ton und die Ag-

gressivität des Reichstankens gegen die Sozialdemokratische Partei erhoben. Wels profilierte insbesondere gegen die Wendung in der Münchener Rede des Kanzlers, daß jeder ein Feind des Volkes sei, der sich nicht einseitig hinter die Regierung setzen wolle. Das verändere die Situation und die Stimmung in der Sozialdemokratischen Partei und bedeute eine Brückung von Millionen von Volksgenossen. In diesem Zusammenhang wendet man sich an zukünftige Stelle gegen die innerpolitische agitatorische Auswertung der Ausführungen des Reichstankens. Man erinnert nochmals an den Wortlaut der entsprechenden Stelle der Kanzlerrede, aus welchem sich ganz klar ergebe, daß dieser Satz in keiner Beziehung zu den innerpolitischen Dingen stehe, sondern daß es sich allein um die Frage der außenpolitischen Gleichberechtigung handele.

Hilters Wahlfeldzug

Hoff Hilters ging in einer Wahlverkündung in Boding im unteren Anteil auf das Wirtschaftsprogramm der Reichsregierung ein und erklärte: „... Eine Arbeit, die sich laienhaft die Gedanken anderer zunutze machen möchte, ohne sie auch nur begriffen zu haben, und die in Wirklichkeit dabei nur dazu führen kann, die jurchbare materielle und geistliche Unfähigkeit des Reichstankens noch mehr zu verhärtigen. Darüber können auch alle noch so dialektischen Reden nicht hinweghelfen.“ Er kam auch auf den Sinn des 13. August zu sprechen, der nichts anderes gewesen sei, als der Versuch, der nationalsozialistischen Bewegung die Verantwortung aufzubürden, ohne ihr den entsprechenden Einfluß zuzubilligen.

Protest des Reichslandbundes

Berlin, 13. Oktober.

Der Bundesvorstand des Reichslandbundes nimmt in einer einstimmig gefaßten Entschliessung zu den landwirtschaftlichen Hilfsmassnahmen des Reichstankens Protest gegen die Reichslandbund erhebt. Es wird festgestellt, daß die bisherigen Verschleppungsmaßnahmen auf dem Gebiete des Schutzes der deutschen Agrarproduktion gegen die ausländischen Konkurrenz, der Reichslandbund fordere, daß die Reichsregierung endlich autonom die Kontingente festsetzt, die durch die Notwendigkeit der deutschen Nahrungsfreiheit bedingt sind.

Das französisch-polnische Militärbündnis

Das Rätsel der Verlängerung.

Paris, 14. Oktober.

In führenden politischen Kreisen spielt im Zusammenhang mit der Abrüstungsfrage seit geraumer Zeit das französisch-polnische Militärbündnis eine Rolle, weil die Verlängerung dieses Bündnisses für den Kurs der französischen Außenpolitik von erheblicher Bedeutung ist.

Vor den französischen Wahlen ist von Seiten der Radikalen aus mehrfach verhandelt worden, daß die Neigung zur Verlängerung dieses Bündnisses überaus gering sei, und zwar deshalb, weil Polen mit diesem Bündnis in der Hand Frankreich unter Umständen in Abenteuer ziehen könnte, die der französischen Politik keineswegs erwünscht wären. Am Ende des September ist nun das vor zehn Jahren geschlossene Bündnis abgelaufen.

Das Abkommen mit Polen besah nicht die Form eines Bündnisvertrages, der von den Parlamenten ratifiziert

werden mußte, sondern es handelt sich dabei im wesentlichen um ein Uebereinkommen zwischen den beiden Generalstäben. Diese Bündnisform hatte für die beiden Vertragspartner den Vorteil, daß sie unabhängig von den Parlamenten war.

Die vorliegenden Meldungen über die Verlängerung des Bündnisses lauten vertrieben. Dem Kataster „Gasp“ ist aus Paris gemeldet worden, daß das Bündnis nicht gekündigt worden sei, so daß es automatisch auf weitere zehn Jahre verlängert worden wäre. Die „Humanität“ hat ebenfalls von einer Verlängerung um zehn Jahre gesprochen. Der Antrag zur Verlängerung sei, wie wohl anzunehmen ist, von Polen ausgegangen. Die französische Regierung hätte natürlich wenig Neigung gezeigt, den politischen Bündnissen zu entsprechen, aber der Generalstab hätte unter Hinweis auf die Haltung Deutschlands die Bedenken der Regierung zerstreut und die Verlängerung des Abkommens durchgedrückt.

Es darf aber in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben, daß über die Verlängerung des Bündnisses noch eine andere Version existiert. Nach dieser Version soll nämlich Lardien in seinen letzten Willenslagen die Verlängerung des französisch-polnischen Militärbündnisses vollzogen haben. Auf diese Weise ist Gerücht der Bestätigung enthalten worden, selbst einer Verlängerung zustimmen. Im ganzen zeigt sich aber, daß das Bündnis-System und das System der Geheimverträge auch von Seiten Frankreichs weitergeführt wird.

Eine Stimme der Vernunft

Lloyd George fordert echte Abrüstung.

London, 14. Oktober.

Lloyd George hielt als Ehrenmitglied der Internationalen Friedens-Vereinigung in der Guildhall zur Abrüstungsfrage eine große Rede, in der er sich auf neuem für die Notwendigkeit der Erfüllung des Abrüstungsvertrages von Versailles einsetzte. Mit Bezug auf den Besuch des französischen Ministerpräsidenten und den neuen französischen Premier Lloyd George aus: Ich glaube, fast große Lagerhäuser dieser Art zu bauen, wäre es besser, die überschüssigen Waffen zu vernichten. Wir brauchen nicht neue Patte, sondern die Erfüllung der alten.

Der Verfallter Vertrag müsse als Ganzes ausgeführt werden. Die Sieger sollten sich nicht herausgreifen, was ihnen paßte und darauf bestehen, während sie all das vollkommen ignorieren und mit Füßen treten, was ihnen nicht behagt.

Wir haben, so fuhr Lloyd George fort, in den Verfallter Vertrag Abrüstungsvorschläge für Deutschland eingeschlossen. Sie waren wirksam und erfolgreich. Was nun tut, ist sie auszuheben. Wir garantieren Deutschland, daß wir keinem Beispiele folgen würden. Das haben wir nicht getan. (Laute Rufe: Schande!)

Als das Dokument unterzeichnet wurde, hatte die Mehrheit der Unterzeichner nicht die Absicht, es auszuführen. Tod, ehe die Tinte trocken war, traten sie Vorbereitungen, neue Armeen zu schaffen, und sorgten Geld, um sie auszurüsten.

Deutschland ist ein großes Land. Deutschland füllt, das es um Narren abhalten würde. Es gibt keine größere Ge-

Um Helena

Keman von Ida Wap-De
Gezeigt 1932 bei Romanisch Alge Berlin 20 (51. Fortsetzung)

Sieine furchtbare Erziehung wirkte auf sie wie eine drohende Gefahr.
Sie umklammerte ihn meidend, „Mein Sohn“, rief sie, „mein Sohn!“
Am Grunde ihrer Seele glaubte sie beinahe alles dieses gar nicht. Das konnte ja gar nicht sein: gerade ins Auge hatten sie ihr geschien, Edel und seine Mutter, und mit dem Bewußtsein der Eüge? Wie konnte man das!
„Die arme Irene“, sagte sie unter Tränen, „sie muß doch gelitten haben! Denn so verhärtet ist ja kein Mensch. Aber unrecht war es — gewiß, sehr unrecht. Aber sie — sie ist nun tot. Und er auch!“
Fast schon war ihr Ausdruck, ihr Ton ward leiser.
Aber hart und fest sprach er. Wenn ich nach dem Tode eines Mannes erkannt habe: er war ein Lügner, will ich es frei sagen, daß er war. Aber der Tod die Tatsache? Müder er? Schuft bleibt Schuft, ob lebend oder tot!“
„Es ist nur — weil Tote sich nicht verteidigen können“, flüsterte sie.
„Hier sind die sprechen Bessere in Briefen und Zahlen. — Wie beneuen hat es das Schicksal diesen beiden gemacht! Es hat ihnen die Stunde erspart, mir ins Auge zu treten!“ rief er. „Nun neuen brach die Frau in heiße Tränen aus.“
„Sei nicht so unerbittlich!“
„Mutter“, sagte er immer atmend, „wenn du wüßtest, warum ich mich beschließen habe.“
„Ich glaube, ich weiß es jetzt“, sprach sie, „aber Vergeben ist nicht möglich.“
„Vergeben“ rief er, „das ist für die Wunden und Kratzen. Ich aber frische in den kalten Wasser meines Lebens.“
„Sie rang mit ihm. Aber zum erstenmal in ihrem Leben stand sie mit all ihrer Mutterliebe dem Sohne ohnmächtig gegenüber. Sie fühlte wohl: da war in ihm etwas Furchtbares, etwas Clementares, das sie nicht besiegen konnte, weil sie es nicht verstand.“

So rannen ihnen die Stunden.
Mit unerschöpflicher bitterer Lust an dem Gespräch ermag und zergliederte Thosillo immer wieder jeden kleinen Zug im Bilde der Berggänger.
„Er marterte sie, Mutter, und als er endlich merkte, daß sie litt, ersahte ihn plötzlich ein heißer Wunsch nach Einmaligkeit.“
Der Mutter schienen es, als hätte sie den Sohn verloren. Verloren an unbekannte Gewalten, denen nur eine andere, ebenso unbekannte Gewalt ihn entziehen konnte.
Auf bunte Unbestimmtheiten hoffen zu müssen, ist nicht trostreich für ein Mutterherz, das ist nur leidverhöhnend.
„Sie war nur die arme kleine Mutter, wie es jede Mutter einmal wird. Hilflos stand sie dem Mann-Sohn gegenüber. Er war ihr Kind. Aber doch nicht mehr ihr untertan. Er liebte sie. Aber da war noch anderes mächtiger in ihm als Kindesliebe. Die ungeheure Kraft hatte sich aufgetan zwischen ihnen, die niemals, niemals mehr ganz zu überbrücken ist, weil aus ihr die Flammen der Leidenschaft trennend emporlodern.“
Der Sohn war traurig. Er fühlte, daß er seine Mutter leiden machte, und konnte es nicht ändern.
„Er küßte sie voll Anbacht.“ „Später, Mutter“, sagte er erköhlter, „später vielleicht — mit allen wieder ruhiger und besser!“
„Sie meinte.“
„Er sah die Einmaligkeit, in welcher er sie zurückließ. Sie dauerte ihn unbestimmter hoffen zu müssen, ist nicht trostreich für ein Mutterherz, das ist nur leidverhöhnend.“
„Er wollte ihr was Tröstliches sagen, etwas Schönes versprechen, und ganz unermittelt fragte er: „Soll ich dir Hedi schicken?“
„Er dachte gar nicht daran, daß er nicht über Hedi zu verfügen hatte. Er mußte auch eigentlich selbst nicht, wie er darauf kam. Aber es drängte sich ihm plötzlich auf, daß Hedi um sich haben, Tröst und Ruhe und Wohlheit sei.“
„Heberleicht sah seine Mutter auf. Beinahe beglückt. „Ach“, sagte sie dann, „Hedi muß doch wohl bei Beate bleiben.“
„Es ist wahr“, murmelte er —
„Der Geimfahrt in der Bahn sah er in einem ganz vollen Coupé. Die Herren um ihn, davon einige zusammen zu gehören schienen, sprachen und rauchten. Er sah wie ausgeliefert aus allen Interessen des Lebens und dachte nur an das Eine. Dieser Tote, der ihn beloggen und beschlohen hatte, war sein Augenzeugen gewesen, und immer schon, noch ehe er sich

dessen bewußt gewesen, hatte instinktiv der Haß gegen ihn in seinem Aemern gehohnt. Beim ersten Anlaß brach er mit Riesengehalt hervor!
„Ich hielt ihn für meinen Wohlthäter, und ich mußte fortfahren, ihn zu helfen. Er trägt meinen Namen, diesen Namen, auf den ich so stolz war — und den ich jetzt abwerfen möchte, bloß weil es auch der Name ist!“
Eine Frage trat vor ihm hin, die ihn erschauern ließ.
„Sollte, mußte er Beate die Wahrheit sagen?“
„Alles in ihm flammte auf. Ein triumphierendes „Ja!“ schrie sein Temperament.“
Welche Genauigkeit! Welch ein Augenblick unerhörter Verleumdung, es ihr ins Gesicht werfen dürfen: „Er war ein Lügner und ein Dieb! Er sah mit dich. Er sah mit meine Verdienste. Er sah meiner Mutter Geld. Sein jämmerlich kleines Ich brauchte so viel künstliche Fundamente, denn ohne sie hätte jedermann erkannt, wie niedrig er stand!“
„Wie — wenn sie dann — in lebensfähigstem Gram der Enttäuschung — ihm geländete.“ „Ich habe es längst gewußt und erkannt, Beate, wie ich litt!“
„Schm war, als würde sein Haß sich an solchen Gefährten verheben. Als müßten ihr Leid und sein Ton sich gegenseitig aufheben.“
Unter fieberischer Erregung floß ihm die Zeit.
„Es war Abend, als er in Marfadt ankam. Trotzdem ging er noch einmal aus.
Groß Schneeflocken, wäffrig und am Boden zu schwarzem Raß gerinnend, lanten aus dem nördlichen Himmel hernieder. Am Hafen war es kühllich. Auf den Steinhaufen brannten die roten Wärfelsteine. Die Besannenen von der Straße wogen hier und da ihr Licht so weit, daß man das schwarze, blaue Wasser im Fluß sah.“
Thosillo ging hinaus, bis dahin, wo mit Waderangens Wäff die Hüterreihe endete.
„Er hand und hob an den Fenstern hinauf. Oben war Licht. Er konnte die Einteilung der Räume: diese Licht brannte in einem kleinen Raum neben Beates Schlafgemach.“
„Ob Hedi da ist?“

(Fortsetzung folgt)

hene Ueberzeugung hat, der weiß von Kampf zu reden, von Kampf mit Zweifeln und Fragen, von Kampf mit Einwürden des eigenen Verstandes. Er weiß von heißen Auseinandersetzungen mit irreligiösen Anschauungen, die ihm auf Schritt und Tritt entgegenreten. Gerade heute sind auf diesen Gebieten schwere Kämpfe durchzuführen. Aber wer Persönlichkeiten mit einer Ueberzeugung will, was Wahrheit und Fortschritt höher stellt als Ueberlieferung und Bequemlichkeit, der darf auch von Kampf und Opfern nicht zurückbeben. Und wahrhaftig tut es not, daß man unermüdlich, das ist nicht überflüssig ist, nur beherrschend von materiellen Interessen und Schlagworten, zuerst Bedenken doch hier, gleitet nicht über die Fragen hinweg, an Dingen vorüber, die nur Lören leicht nehmen können. Jesus drückt das Schwerk in die Hand gegen das eigene Ich. Er will uns anders haben, als wir sind. Er will, daß wir aus den alten Geleiten herauskommen auf neue Wege. Er will, daß wir nicht weiter in der Feste unten dahingehen, sondern in die Höhe steigen, daß wir brechen mit vielen Gewohnheiten und jenen Neigungen. Er der Gange, der Reine, der Selbstlose, der Wahrer und Gerechte, der Gottesmensch, ist's ein Wunder, wenn die Menschen da unruhig werden? Ist's anders möglich, als daß es zu dem Kampfe kommt? Zum Kampf hinüber gegen ihn, für das eigene Ich oder aber unter seiner Fahne gegen das alte Böse? Niemand wird getötet, er kämpfe denn recht.

Bunter Wochenpiegel

Kritik zur Sommerferien. — Der Bierkonsum als Wirtschaftskennzeichen. — Das Schallplattenprotokoll. — Steinhilf und die Schweizer Viehzucht. — Grenzen der Wissenschaft.

Die Sommerferien ist vorüber, und wir wissen gar zu gut, wie sehr die deutschen Baderorte um die Seebäder des Fremdenverkehrs zu kämpfen haben. Wenn nur der Allgemeine Deutsche Bäderverband und die Mitglieder in seiner Gesamtheit, die in dem Kampf um den Sommerverkehr des Sommerbetriebs abgehalten, so ist in diesen Erörterungen Dinge in den Vordergrund, die nicht nur die Fremdenindustrie interessieren. Europa kämpft sozusagen einen Konkurrenzkampf um den amerikanischen Touristenstrom alljährlich aus, und es ist durchaus keine Kleinigkeit, in dem Kampf um ein bis zwei amerikanische Franken etwa 500 Millionen Dollar über das große Wasser. Davon hat Frankreich 118 Millionen, England 27, Italien 16 und Deutschland nur 8 Millionen auf sich lenken können.

Woran liegt es, daß Deutschland so schlecht dabei abschnidet? Ist unser Vaterland nicht unendlich reich an mannigfaltiger Schönheit, haben wir nicht die herrlichsten Seebühnen und die schönsten Strände, die in der Welt? Nach näherer Untersuchung dieser Fragen macht man jedoch die merkwürdige Feststellung, daß Deutschland in der Organisation des Fremdenverkehrs und der Fremdenwerbung arg zurück ist. Ja, wir müssen es uns eingestehen, daß Deutschland das einzige Land in der Welt ist, in dem diese Betreibungen keine staatliche Unternehmung genießen. Eine zielbewußte großzügige Propaganda kann aber hier Geld ins Land locken, das vielen zugutekommt, ja das schlechterdings allen Deutschen Nutzen bringen muß. Aber der rein materiellen Seite des Fremdenverkehrs steht ein wenig wertige Heile im Vordergrund. Betrachten wir es, die deutschen Bäder (oder Praxerei) vor den Augen der Fremden geteilt zu machen, dann erobert ihr zugleich Sympathien, die weit über die Belustigung hinaus fortwirken. Diese wenigen Tatsachen sollen uns wachlich zu denken geben.

In enger Verbindung mit dem Fremdenverkehr steht das Gastwirtschaftsgewerbe, jener Wirtschaftszweig, der in der Hauptsache dafür sorgt, daß die Reisenden nicht verdursten. Nach Schluß des Braujahres am 30. September wird jetzt bekannt, wie durtig der Durchschnittsdeutsche eigentlich im Jahre 1931-32 gewesen ist. Auf den Kopf der Bevölkerung kamen im ganzen 56,5 Liter. Wie es ganz ordentlich, möchte man meinen, weil der Bierkonsum im allgemeinen Frauen und Kinder nicht in Frage kommen, aber im Jahre 1929-30 betrug der Verbrauch auf den Kopf nur 90 Liter, vor dem Kriege sogar über 100. Die „nichtröhren“ Zahlen zeigen, daß es dem Durchschnittsdeutschen immer schwerer fällt, sich ein Bierchen zu leisten, nicht etwa, daß er keinen Geschmack mehr an dem Getränk findet, so wenigstens nicht, das auch für manchen Fall dürfte. Auch Wein ist weniger getrunken worden, obgleich dafür noch tiefe genauen Zahlen vorliegen, jedoch ist der Rückgang des Weinkonsums bedeutend geringer. Man ersieht hieraus, daß das berühmte Wort Wilhelm Buhs: „Wer Sorgen hat, hat auch Bitter“ recht relative Bedeutung hat, denn wer Sorgen hat, kann sich

schließlich auch den Sorgenbrot nicht mehr leisten. Wie es den Anschein hat, ist der Bierkonsum ein einigermaßen zuverlässiges Wirtschaftskennzeichen. Wenn das stimmt, dann mögen 1932-33 getrunken über 100 Liter pro Kopf der Bevölkerung getrunken werden.

Aus dem Neujahrskalender der letzten Tage verbieten die Berichte besonderes Interesse, die in Berlin gemacht wurden, am den Kraxelproben der Gerichtsmedizin phonographisch festzuhalten und die heute üblichen Protokolle durch Schallplattenaufnahmen zu ersetzen. Es ist klar, daß ein solches Verfahren für wichtige Prozesse von größter Bedeutung wäre, denn bei dem Schallplattenprotokoll gibt es keine Diktum über das gesprochene Wort, eine Tatsache die für alle Aussagen unter Eid nutzbar gemacht werden sollte.

Die Wissenschaft macht eben nirgendwo halt. So hören wir gleichzeitig wieder einmal von Professor Steinhilf etwas Neues. Von seinen Verjüngungskuren an Menschen hatte man lange Zeit keine Kunde mehr. Aber sollte auch in heutiger Zeit Lust haben, sein Leben künstlich verlängern zu lassen? So hat sich Professor Steinhilf einen besseren Kundenkreis gesucht und sich der Reaktivierung von degeneriertem Judo die zugewandt. Wie bekannt ist, bezieht die Schweiz eine besonders hochentwickelte Rindviehzucht. Aber die besten Ruzbierstiere liefen Gefahr, infolge Ueberzüchtung und gewissen Degenerationserscheinungen verlorenzugehen, so daß das von den Jüdern angelegte Kapital gefährdet wurde. Professor Steinhilf nahm nunmehr an Schweizer Judo die Tiere Düsen einplanungen vor, die auf dem Wege einer vollkommen angeführten Operation erfolgten. In Schweizer Zeitungen kann man derzeit begeisterte Berichte über die Genesungen Experimente lesen, daß man geknappt ist, ob auch die Viehzüchter anderer Länder dem Beispiel der Schweiz folgen werden. In der Schweiz spricht man geradezu von einer Rettung der Schweizer Viehzucht, und Professor Steinhilf ist dabei, eine große Anzahl von Tierärzten in seiner Methode zu führen. Frey hat die Ueberzeugung gewonnen, daß diese Methode sehr wohl dem Zweck dienlich ist, die dauernde Wirtschaftlichkeit des Viehbestandes, weil alle diese Experimente vor viel weiteren Gesichtspunkten aus betrachtet werden müssen. Das Leben und Sterben, das Werden und Vergehen in der Natur scheint uns mit dem Geheimnis des menschlichen Lebens gleichbedeutend zu sein. Was der Mensch auch in taunhundertjährigen Fortschritt erzielt hat und erfinden haben mag, den letzten Lebenszweck hat er nicht gefunden. Diese Tatsache scheint in den Lebensgesetzen selbst begründet zu sein. Die Geheimnisse um Leben und Tod in ihrem tiefsten Sinne bilden die Grenze der Wissenschaft. Die bisher nur vom Glauben hinwieder überschritten worden ist. Daran sollte der Gegenwartsbewußtsein einmütig denken, der in seiner Ueberzeugung nichts mehr für unmöglich hält.

Zweck und Ziel des Freiw. Arbeitsdienstes

Die von Jahr zu Jahr sich gesteigerte Wirtschaftskrisis hat Millionen von arbeitsfähigen und zum größten Teil auch arbeitswilligen Volksgenossen jegliche Möglichkeit zur Beteilung ihrer körperlichen wie geistigen Arbeitskraft entzogen. Unmenschlich ist die Lage der Nation, untere Jugend bedrückt Geschick. Führende Persönlichkeiten im öffentlichen Leben haben seit Jahren nach Mitteln gesucht, wie diesen Elend zu begeben ist, wie eine Beteiligung der Jugend erreicht werden kann, ohne daß damit diejenigen Arbeitskräfte, die noch in geistiger und auskömmlichen Stellungen tätig sind, verdrängt oder ihre Einnahmen gekürzt werden. Quert war es der unter Führung seines Geheimleiters Maxraun lebende Jugendbewegung, die die Idee des freiwilligen Arbeitsdienstes aufgriff und in die Tat umsetzte. Ein über ganz Deutschland verzweigtes Netz von Arbeitslagern sind von Jungdeutschen errichtet, überall werden junge Leute beschäftigt und vor dem geistigen wie körperlichen Verfall bewahrt. Die Vorzüge dieser freiwilligen Arbeitsbeteiligung fanden trotz aller anfänglichen Anfeindung von politischen Schleichern auch bei anderen Organisationen, u. a. vom Stahlhelm, D.A.F., Bewegung und Nationalsozialismus, und schließlich, was wir unter dem Reichsamt für Arbeitsdienst verstehen und von letzterem beauftragt wurde, dem Problem der Arbeitslosigkeit endlich ihre ganze Aufmerksamkeit zu widmen, da kam der Stein ins Rollen:

die Reichsregierung stellte Mittel bereit, der freiwillige Arbeitsdienst markiert, Soffnung und Lebensgrundlage der Jugend werden nicht befristet. Da nun auch in unserer Gegend einige Arbeitslager organisiert sind, vor einigen Tagen lagert unter anderem in (O.A.) aus sich heraus ein solches Heil, wird es für weitere Kreise von Interesse sein, während der aufbau und die Finanzierung des Freiw. Arbeitsdienstes zu erfahren. Gelegentlich der Besichtigung eines Arbeitslagers des Stahlhelms in Halle a. S. durch den Reichsarbeitsminister Schäfer gab letzterer seiner Freude darüber Ausdruck, daß der Stahlhelm mit seinen sozialen Einrichtungen wirklich etwas Gutes geschaffen habe, das dem Gedanken der Volksgemeinschaft nur förderlich sein könne. Sodann verbreitete sich Reichsminister Schrup über die Zwecke und Ziele des freiwilligen Arbeitsdienstes. Er betonte, daß zur Zeit schon über 200.000 Jugendliche im Arbeitsdienst beschäftigt werden und daß der Gedanke des freiwilligen Arbeitsdienstes weiterentwickelt auf breiterer Front. Der Arbeitsdienst sollte Gelegenheit zu enger Arbeit geben und weiter dazu beitragen, die Jugend körperlich und geistig zu erziehen. Die Beteiligung habe nicht nur die Wege hierzu gezeigt, sie habe auch die Mittel zur Verfügung gestellt.

Dem Reichsminister lag bis zum 31. März nächsten Jahres 50 Millionen Reichsmark zur Verfügung gestellt worden. Mit diesen Mitteln können etwa 130.000 Jugendliche acht Monate lang beschäftigt werden. Im nächsten Jahre würden bei 200.000 Arbeitswilligen ca. 120 Millionen Reichsmark gebraucht, die von der Reichsregierung bewilligt werden. Damit ist aber der freiwillige Arbeitsdienst nicht finanziert, sondern 80 Millionen RM. muß die Wirtschaft noch dafür aufbringen.

Die Kardinalfrage des freiwilligen Arbeitsdienstes ist die Art der Arbeit. Erstens müssen die Arbeiten zweckvoll sein, zweitens müssen sie im freien ausgeführt werden, und drittens müssen sie zusätzliche Arbeiten sein. Weiter ist die Gemeinnützigkeit Voraussetzung. Hilfsarbeiten der öffentlichen Art dürfen nicht ausgeführt werden. Wichtiger als die Bereitstellung der Arbeiten ist aber die geistige und körperliche Erziehung der Jugend, die zur Volksgemeinschaft und zum Dienste am Volke erziehen werden sollte. Auch Spiel und Sport muß dem freiwilligen Arbeitsdienst angegliedert werden. Eine weitere Bedeutung sei der geistigen Erziehung der Jugend in der Folgezeit beizumessen. Hierbei soll besonders der Gemeinschaftsgehalt gepflegt werden. Der Arbeiter sollte seine interessanten Ausführungen in der Hoffnung, daß auch noch andere Probleme gelöst werden können, wenn sich die Regierung auf die Allgemeinheit und auf die großen Verbände stützen konnte.

Neue Bücher und Zeitschriften.

Es fällt nicht leicht den Inhalt der Oktobernummer von „Werkmanns Monatsheften“ in wenigen Zeilen zu skizzieren, so vielfältig ist dieses Heft wieder ausgefallen. In einem Artikel „Vorans zu einer neuen Weltanschauung“ macht sich Eugen Diederichs an die Betrachtung des menschlichen Daseins an, durch die Menschheit die Existenz der Menschheit und Arbeit nicht mehr bilden, daß die Menschheit keine Lebensform heben kann und mitschuldig ist an dem Kräfte der Gegenwart. Die Menschheit, die nicht mehr über sich hinaus zu ruft nach lebendiger Ganzheit des Daseins, dem auch die Zeitlichkeit untertan sein muß. Dann folgt ein Aufsatz von Max Raupach über Georg Schöps, in dem die neue Sachlichkeit ihren lautesten, energiegelassen und verständigsten Vertreter gefunden hat, Gerd von Scharfstein, der über die Ergebnisse in Moskau, Karl Petzold glaubt über „Fremdes Volk im Wasserloch“ — ein sehr interessantes, dieser Abhandlung über geistliche Freiheit, Leben und einwirkende Verantwortung des Menschen, ihre Güte- und Würdigung zu folgen. Die Ursachen der Gewalttätigkeiten erörtert Nikolaus Lindner. Dann folgen Aufsätze von Prof. Dr. F. H. Schmidt, „Eine Utopie durch die deutsche Nationalsozialismus“ und von Landolf-Schäfer, „Die deutsche Arbeiterbewegung“. Weiter erscheint in dem Heft der Roman von Max Galbe „Die Glorie des Glücks“ und eine Novelle von Fritz Müller-Bartenstein „Die Brücke“, sowie eine Erzählung der Gegenwart, die von Jakobson, von Hans Eberhard von Beller. Die Kunstbeiträge von Ambrorf, Franz Gredl, Oskar Wolf, Franz Eichhorn, Hans Dieter u. a. sind in ihren Ueberzügen vorzüglich.

Innere Ruhe erhalten durch ein Uebenommen mit dem Verlag des Verlags in Weimar, ein Verzeichnis der Bücher, die den Verlagsstellen gegen Einzahlung der Postgebühren von 30 Pf. zu bestellen, sich an den Verlag zu wenden.



Hilf (33. Fortsetzung)

Beate aber war wieder einmal innerlich befangen. Sie glaubte, vor Thajillo in Tränen und Klagen auszuweichen, sie geboten. Er war doch Edeles nächster Verwandter. Er durfte doch nicht denken, sie habe ihn verrät. Aber gerade in diesem Augenblick... die Host des Geh-mieder-ankommens... die Sorge, recht früh im Trauerkostüm auszusehen... der glückliche Einfall, mit dem Schüler postweise die junge Witwe zu betonen... gerade in diesem Augenblick die Summierung... sie megen sich, daß der arme Christ! Ja, gewiß, es war furchtbar! Aber immer, immerfort weinen kann auch ein gebrochener Herz nicht lind ihr Herz war doch gewiß beunruhigt...

„Ein schwerer Geisler doch ihre Brust. Ah, ihre Lage war großartig! Ob es wohl eine Frau gab, die sich voll Sicherheit darin zu bewegen wußte? „Ach muß Föhlung bewahren, lieber Thajillo,“ sprach sie langsam, „jenseit...“

„Er küßte ihr zum zweitenmal die Hand, ergreifen gerade durch diese Fassung. „Sie haben seiner armen, lieben Mama die letzte Ehre gegeben?“ fragte sie und schritt auf die Gruppe von Säulen und einem Schützen zu, die mitten im Zimmer unter der elektrischen Krone stand. Mit ihrer gedehnten königlich ammutigen Gebärde, die sie, man möge sich leisten.

„Und meine Mutter sendet Ihnen tausend Grüße!“ sagte er. Sie neigte dankend das Haupt. Sie fragte aber nicht, was es seiner Mutter gehe.

„Es fiel ihm auf. Ein Leises, schmerzliches Gefühl waltete in ihm aufwärts. Gleich zieh er sich der Säule. Wie konnte man von ihr Gedanken an andere verlangen!

„Was führt Sie noch so spät heute abend hierher? Lind so direkt von der Bahn, wie mir scheint!“ fragte Beate. Sie dachte gleich nicht anders, als daß er eine besondere Berufung hatte.

„Aber diese natürliche Frage traf ihn wie Angriff.

„Nun war der Augenblick da. Sein Kopf konnte hervorbrechen und in allen Wäffeln über den Tisch herfallen! Jede Spur von Achtung und Liebe, die etwa in diesem Frauenherzen noch lebte, konnte er niederlagern.“

„Er wollte es! Ja, tausendmal ja! „Aber wieder war es, als habe die Zweipoligkeit seines Wesens ihr Haupt, und aus dem Untergrund seiner Seele kam etwas herauf...“

„In das heiße Begehren seines Temperamentes, das sich festigen wollte in Rage und Hohn, kam plötzlich wieder jenes geheimnisvolle Ganze — jene feurige Schom wurde wach, die davor zurückbebt, das Häßliche zu tun.“

Seine Stirn schaute sich. Er wurde leichenblau. „Hilf! Hilf! in ältlicher Angst an, Beate erkaunt.“

„Was haben Sie?“ fragte sie. „Ach — begann er stotzend, ich bin gekommen, Ihnen Er-Mein, dachte er, nicht ich will ihn zeigen, wie er war. Es könnte ihr wehtun. Und jetzt und lieber früh er fort, wie ein Mann, vor dessen Willen sich alles niederwerfen muß — auch die Feinde in seinem eigenen Temperament.“

„Er sagte, daß Edel und seine Mutter kein nennenswertes Vermögen hinterlassen hätten, daß es aber ein einfacher Akt der Gerechtigkeit sei, so ein begründeter Anspruch Beate, daß sie an dem Vermögen des Vaters teilhabe, welche er noch zusammen mit Edel genommen; daß er hierüber alsbald feste, beruhigende Besprechungen mit dem Anwalt haben werde, und daß Beate ihr Leben nur einrichten solle, ganz und gar nach ihren Wünschen.“

Beate hörte es in ruhevoller Haltung an. Sie nahm diese Erklärungen als etwas Selbstverständliches hin. Ihr fiel nicht vor fern ein, daß das ein fiktives Geschenk angehängt wurde — aber es schmeichelte ihr, und es war nun nennen wollte.

„Ach, was es!“ sprach sie, „daß Sie Edel nicht verdanken. Und ich habe das Vertrauen, daß Ihr Verhältnis zu dem teuren Verlebten eine bestimmte, meine Rechte voll zu wahren.“

„Noch einmal patte es ihn... die Bitterkeit stieg qualvoll... Seine Augen sprühten... Schom wollte das böse Wort der Wahrheit aus seinem Munde.“

„Er bezugmann sich. Nein, nicht das Häßliche tun! Anmerklich sehr bedrückt, erhob Beate sich.

„Es lag ihr aber viel daran, das Zusammenreffen recht abzurufen. Sie wußte nicht, wie es kam, aber mit dem allerbesten Willen war sie nicht in der Stimmung, zu weinen heute abend. So konnte Thajillo noch wirklich denken, sie sei nicht traurig. Und sie war es doch schrecklich, ganz schrecklich! Sie hatte gar nicht gewagt, daß es so viel Kummer in der Welt gäbe! Sie würde noch rein alt und häßlich davon werden!“

„Bergehen Sie, wenn ich mich schon zurückziehe!“ sagte sie mit leidlichem Stusdruck. „Sie begreifen...“ Aber Hilf plauderte noch gern mit ihnen. Die arme Heidi hat sonst immer nur mich und meine Tränen...“

„Ja, das Leben war zu schwer jetzt — immer nur Tränen und Kränzen... Sie drückte ihr Leuchtendheit gegen die Augen und reichte abgewandten Hauptes Thajillo die Rechte.“

„Der Mann war aus aller Fassung. Seiner verflochtenen glatte denn ein Maß von Empfindungen zu leben, das über sein Begreifen fast hinausging. Er kam sich dann selbst vor und falt vor. Und nun gar die Tränen einer Frau! Dieser Frau!“

„Er suchte Heide Wit. Er wollte auch in ihren Augen das Mitleid und die Mithrang lesen, die er mit und über Beate genossen hatte. Aber er begegnete einem blühenden, ja einem fast jungen Auge.“

„Warum überhauen Sie Edeles Witte so töricht mit Großmut? Antel Altheer ist wohl mandmal in allerlei Schwierigkeiten, aber seine Tochter hat er noch ernähren.“

„Hei!“ sagte er erlaunt, „wofür wissen Sie denn, daß es Gräueltat ist?“

„O!“ sprach sie, in starker Wahrung hin und her gehend, immer an ihm vorbei, der ihr mit dem Blicken folgte, „o, ich überhele alles ganz mit! Wenn Sie sagen, Edel und seine Mutter hätten kein nennenswertes Vermögen hinterlassen, heißt es auf deutsch, sie haben gar nichts hinterlassen! Und das Christ! dann lag er Schanden hinterläßt, ich auch gewiß. Diese Einrichtung! Das Leben des jungen Paares! Das ist klar. Wie Beate blind sein? Ja, das ist bequeme. Aber Sie, Sie, Thajillo! Sie wollen eine Komödie aufzuführen, als obliche ein unrichtiges Recht für Edeles Witte! Das ist nicht anders, als wenn Sie sagen, daß Sie nicht mehr, was alles, alles allein Ihr Wert, Ihr Verdienst ist?“

(Fortsetzung folgt)

